

Harry Hachmeister

Jetzt weiß ich wo das Taxi ist und werde nicht mehr danach suchen

Als ich anfang über diese Ausstellung nachzudenken, war gerade eine mir nahestehende Person, S., nicht viel älter als ich, an einer schweren Krankheit verstorben. Eine andere Freundin kämpfte mit den fiesen Nachwirkungen einer Chemo- und Strahlentherapie. Und ich selber war, nach einer sechsmonatigen, intensiven Residency, in der ich ein Haushaltswarengeschäft sowie ein Fitnessstudio für trans, nichtbinäre und intergeschlechtliche Menschen betrieb, in ein kleines Loch gefallen, aus dem ich mich so langsam wieder herausbemühte. Alles zusammen fühlte sich an wie eine Zäsur, wie ein Nicht-einfach-so-weitermachen-können. Kurz, ich war etwas überfordert.

Dann auch noch Leipzig, die Stadt, in der ich geboren wurde, in der ich studiert habe. Hier auszustellen ist schön und schrecklich zu gleich. Immer der Druck, etwas Neues machen zu müssen. Wie doof eigentlich, weil den mache nur ich mir. Aber die Räume sind ja auch nicht einfach, so unruhig mit diesen ganzen Vorsprüngen und Fenstern, lauter einzelne Wände, verästelte Räume, die Schaudewand selbst von hinten dominant. Und dann kam mal wieder eine Erinnerungs-SMS von meinem Vater, was denn nun mit den Bildern im Dachgeschoß sei, die dort schon seit über 20 Jahren lagerten, hinter dem Schreibtisch meines Vaters, unter einer Decke versteckt. Mein Vordiplom. Eine Serie bestehend aus 26 Farbfotografien, darauf je ein Kleidungsstück auf weißen Hintergrund fotografiert, jedes mit einem Namensschild versehen. Die Klamotten stammten aus einem Altersheim, in dem ich während meines Studiums gejobbt hatte. Es war eine harte aber sinnvolle Arbeit und oft wusste ich nach meiner Schicht nichts mehr mit mir anzufangen. Weil da drin hatte ich eine Aufgabe aber was war meine Aufgabe draußen? In dem Heim gab es einen kleinen Raum, in dem all die Kleidung lagerte, die von verstorbenen Menschen übrig geblieben war. Manchmal wurden damit Bewohner*innen eingekleidet, die nicht genug Wäsche hatten. Die teilweise eingestickten, teilweise aufgemalten Namen auf den zusammengefalteten Blusen, Pullovern und Unterhemden berührten mich und ich wollte sie aus diesem Raum holen. Also hab ich sie ordentlich im Studio abfotografiert und zum Vordiplom in einer Reihe präsentiert. Danach habe ich diese Fotoserie nie wieder gezeigt. Sie landete im Arbeitszimmer meines Vaters und ich habe sie über die Jahre vergessen, respektive verdrängt. Aber diesmal klang die SMS drängender, meine Eltern fingen langsam an, sich von Krempel zu befreien und dieser Haufen hinter dem Schreibtisch meines Vaters, mein Vordiplom, gehörte dazu. Ich war unter Druck, ohne Auto, mein Lager voll, wo soll ich hin damit? Und lohnt es sich überhaupt, diese Bilder aufzuheben? Was soll am Ende von mir übrig bleiben? Diese Frage hatte ich mir bereits gestellt, als S. gestorben war. Als ihr bewusst wurde, dass ihr nicht mehr viel Zeit bleibt, hatte sie mich gebeten, ihrer Schwester mit dem Nachlass zu helfen. Aber es war alles andere als einfach, zu entscheiden, was aufgehoben wird und was nicht. Seitdem denke ich immer mehr darüber nach, was sammeln, aufheben, lagern überhaupt bedeutet, in unterschiedlichen Kontexten und mit viel oder wenig Budget und Ressourcen. Das G2 Schaulager ist mehr als 1000 qm groß, ungefähr 100 mal so groß wie mein

Kunstlager und 40 mal so groß wie mein Atelier. Ich könnte, zumindest zeitweise, mein Vordiplom dort „lagern“.

Es war im Juli letzten Jahres als ich von einem intensiven Traum erwachte und mir den letzten Satz notierte, in der Hoffnung er würde mir später den Inhalt des Traumes wieder vor Augen führen: *Jetzt weiß ich wo das Taxi ist und werde nicht mehr danach suchen*. Doch ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern. Der Satz ist das einzige, was mir von diesem Traum geblieben ist plus das diffuse Gefühl, dass es ein merkwürdiger Traum war. Und da fällt mir auf, dass ich mit merkwürdig seltsam meine aber im eigentlichen Wortsinn bedeutet das Adjektiv, etwas ist es wert, beachtet oder wahrgenommen zu werden. Diese Ausstellung ist der Versuch, diesem verflüchtigten Traum visuell auf die Schliche zu kommen. Mein Ansatz ist dabei retrospektiv.

Da ist das Foto einer Installation, die ich mit ca. 13 Jahren im Flur meiner Eltern aufbaute. Damals war meine Schwester schon ausgezogen, meine Eltern verreist und ich sollte die Nacht allein verbringen, gemeinsam mit einer Freundin, die zu Besuch war. Ich weiß noch, dass wir Kartoffelpuffer gemacht haben und diese vorm Fernseher am Couchtisch aßen, etwas, was ich eigentlich nicht durfte. Es wurde immer später und das Fernsehprogramm passte sich dementsprechend an. Nach dem 22 Uhr Krimi, oder war es ein Thriller?, steigerten wir uns gegenseitig in eine Paranoia und glaubten felsenfest, dass in der Nacht die Einbrecher kommen. Bevor wir ins Bett gingen, bauten wir im Flur vor der Wohnungstür einen Parcours auf, der uns aufschrecken sollte, wenn die Einbrecher die Wohnung betreten. Am nächsten Morgen wachten wir beide wohlbehalten auf, jeweils mit einem Küchenmesser neben dem Kopfkissen.

Ein paar Jahre später, 1997, fand der Evangelische Kirchentag in Leipzig statt. Die Schule, an die ich nach der Wende ging, war evangelisch geprägt und so wurde der Kirchentag auch Thema im Kunstunterricht. Wir sollten dazu eine eigene Arbeit entwickeln, ganz ohne Vorgaben. Damals fotografierte ich bereits eine Weile, besuchte einen Fotokurs gemeinsam mit meiner besten Freundin und Schulkameradin. Also zogen wir durch Leipzig und fotografierten alles, was uns wichtig erschien, vor allem die Menschen. Das Ganze nannten wir *A journey through Leipzig* und machten daraus eine super aufwendige Diainstallation im Keller der Schule, mit mehreren Projektoren, deren Dias wir jeweils von Hand wechselten. Es hat richtig viel Spaß gemacht. Ich kann mich noch an atmosphärisch farbiges Licht erinnern, an Staub und Steine, das Rattern und Klackern der Diaprojektoren. Und war da auch Musik?

Das mit dem Graffiti ereignete sich bereits 1991, als ich gerade auf dem Weg zu meiner neuen (der evangelischen) Schule in der historischen Innenstadt war. Ich kam von der Straßenbahnstation, und dann stand da groß auf eine Mauer gesprüht der Satz: *Grit wir kriegen dich*. Ich hieß zwar damals noch so aber fühlte mich nicht wirklich angesprochen. Es war schliesslich mein erster Schultag, ich kam aus Grünau, der Plattenbausiedlung am

Stadtrand, und war das erste Mal in der Gegend, wer sollte mich da schon kennen. Aber den Satz hab ich mir gemerkt und als ich 2005 mein Diplom ablegte, nannte ich sowohl meine erste Einzelausstellung als auch meine fotografische Selbstporträtserie danach. Dreizehn Jahre später änderte ich meinen Namen zu Harry.

Heute, ein paar Wochen vor Ausstellungseröffnung, ist die Überforderung nicht mehr ganz so groß. Ich habe einen Plan, sehe vor meinem inneren Auge eine seltsame Ausstellung, die sehr alte Arbeiten mit sehr neuen verbindet. Dazwischen fahre ich mit dem Taxi umher und kann dich gerne mitnehmen.